

mit einem hohen Federbett, auf dem die Näherin sitzt, und mit einem von den Mädchen der Nachbarschaft mit vielen bunten Bändern geschmückten Spinnrad langsam und feierlich nach der kirchlichen Trauung bis vor den Hof des Bräutigams gefahren wird. Uebertall wird der Brautwagen von der Jugend begrüßt, auch wohl durch quer über den Weg gespannte Ketten gehemmt mit dem jubelnden Zuruf: „Glück mit dem Brautwagen!“ Hierfür wird dann den Kindern von dem Führer des Brautwagens, dem Vater der Braut, ein Geschenk zugeworfen, gewöhnlich eine Handvoll kleiner Münzen, worüber sie zur Freude des glücklichen „alten Herrn“ mit großem Eifer herfallen. Bei größeren Hochzeiten begleiten die Nachbarn als Reiter der Brautwagen. Vor dem Hofe, wo die Hochzeit gefeiert wird, angekommen, schwingen die Fuhrleute, ihre Mägen reich beladen, auf den beiden Handpferden sitzend, noch einmal ihre von bunten Bändern und reichlichem Filzergold rauschenden Peitschen, und dann geht's im Galopp bis vor das große Einfahrtstor, wo das Brautpaar den Brautwagen feierlich in Empfang nimmt.

„Däftig“ wie der Brautwagen und wie die Braut ist auch der Hochzeitschmaus. Eine kräftige Hühnersuppe, wozu die Eingeladenen alle alten und abständigen Hühner geliefert, ist unvermeidlich. Da zähe Hühnerfleisch an sich vorübergehen und wartet den zweiten Gang ab, eine reichliche Auflage Sauerkraut und Kartoffeln mit gekochtem, echt westfälischem Schinken. — Es sind bereits über dreißig Jahre her, daß ich die letzte Hochzeit nach dieser Façon mitgemacht, aber beim Schreiben wässert mir heute noch die Zunge. — Polizeidiener, Vorsteher, Amtmann, Lehrer und Pastor werden als Ehrengäste eingeladen, und man rechnet es sich zur hohen Ehre an, wenn dieselben erscheinen.

„Däftig“ sind überhaupt die Sitten und Gebräuche der Kernwestfalen. Sittsamkeit und Nüchternheit (Ausnahmen gibts auch hier, und dann recht „däftig“), Ehrlichkeit, Treue und Mildtätigkeit sind Tugenden, ohne welche ein Kernwestfale sich schämen würde, zu seinen Landsleuten gezählt zu werden.

Einem Fremden wird es freilich schwer fallen, unter diesen Kernnaturen sich heimlich zu fühlen. Mit Vorurteil und Mißtrauen betrachtet der rechte Westfale jeden Fremden von unten bis oben und von oben bis unten, bevor er nur dessen Gruß erwidert, gibt nur langsam auf seine Fragen Antwort und dann nur kurz und ausweichend. Wenn der Fremde sich aber auch als ehrlich und hieber beweist, dem „Ländlich-Sittlichen“ sich anbequemt, und einige „Humperndel“ mit ihm verzehrt hat, dann findet er in dem Westfalen einen treuen Freund, auf den er „Häuser bauen“ kann.

Eine besonders eigentümliche, aber lobenswerte Sitte mancher Kernwestfalen, z. B. der Delbrücker, muß ich schließlich noch erwähnen, eine Sitte, die sowohl gutes friedliches Einvernehmen unter den Nachbarn fördert, als auch zur Erhaltung des Wohlstandes beiträgt und vor Geldausgaben schützt. Wenn jemand Arbeiten zu verrichten hat, die er ohne fremde Hilfe nicht allein bewältigen kann, z. B. Grasmähen, Dreschen, Kartoffelausmachen, Brunnengraben, neues Gebäude aufschlagen (Hausheben) usw., dann bestellt er sich die nötigen Leute bei den Nachbarn zur Hilfe. Wer irgendwie kann, schlägt die Hilfe nicht ab. Dafür wird aber kein Lohn gezahlt. Mit einer ordentlichen Mahlzeit und herzlichem Dank ist alles erledigt, denn diese Aushilfe beruht auf Gegenseitigkeit.

Aur Deutung des Namens Anvrächte.

Auch ohne die Zusammenhänge mit Hund erinnern manche Straßen und Ortsnamen an die Rats-, Gerichts- und Opferstätte: den Rog. Im ganzen germanischen Europa gibt es zahlreiche Ortsnamen mit Rog oder Rot, und so sind diese Ortsnamen in ganz Europa und an der Nordküste Afrikas die noch sichtbaren Spuren, die unsere Ahnen in der Völkerwanderung zurückgelassen haben.

Wenn der Westfale sein Leiblied: „Behüt dich Gott, du rote Erde“, anstimmt, so denkt er meist an die stellenweise rote Erde und die rötlichen Schönen der Heimat. In Wahrheit ist es aber die Erde des heimlichen Gerichts, des Rog.

In der Gegend von Oberlahnstein sagt man noch heute von jemand, der vom Hirschkäse angezogen und bestraft wird, „er ist gerot“, und in Unterfranken sagt man: „Er kommt auf den Rog“. (Eine Tat hast du gerochen). Im Mittelalter mußte in

Riel jeder Hausbesitzer, wenn ein Frevler geschah und der Geschädigte „die Ruchte“ erhob (ein Geschrei, das die Nachbarn herbeirief) eine Laterne vor sein Haus hängen. Die Ruchte war also das Anrufen des Geistes, des Gerichts.

Unter den Ortsnamen haben wir unter anderen in Westfalen Anvrächte und Röttinghausen bei Langenberg südlich von Wiedenbrück. In alten Urkunden aus Freudenberg im Kreise Siegen wird der Ruchterweg genannt. Im Lateinischen bedeutet „rogus“ Scheiterhaufen, worin ganz unzweifelhaft die Erinnerung an die germanische Opfer- und Gerichtstätte, die Malfatt, den Rog der Urzeit, liegt.

Aus Edmund von Wecus: Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte. S. 109. Verlag: Zeit.

Mitgeteilt durch Rektor Schopohl-Bodelschwingh.

Ein altniederländisch. Abendgebet.

In der Schaumburger-Lipper Gegend ist ein kleiner plattdeutscher Gebetvers bekannt, der folgenden Wortlaut hat:

Ed will nün ligen gahn un slaapen,
Mek up dän lewten Gott verlaaten,
Kummt dā Dood un will met besliken,
Heerel nimm met in dien Himmelrieten.

Dieses Abendgebet findet sich auch in Dithmarschen, weist hier aber noch eine ganz besonders hübsche Schlusswendung auf:

Ku will id toslaapen,
Will mi op de lewe Gott verlaaten;
Wenn de bitter Dood kummt
Un will mi versliken,
So kummt de lewe Gott
Un nimm mi in sin goln Ringen.

Die Vorstellung, daß der liebe Gott das Kind in seinen goldenen Ring nimmt, dürfte recht alt sein, da sie auch in einer Zauberformel aus der Magdeburger Gegend vorkommen soll.

In andern Landschaftstrüben Niedersachsens ist das Gebet noch in folgender Fassung bekannt:

Ku will id toslaapen
Un mi op'n lewen Gott verlaaten,
Wenn de bittere Dood kummt
Un will mi beslieten,
So kummt de lewe Herregott
Un nimm mi in sinen Schoot.

Warum man heiratet.

Die alten Volkstaler enthalten manche Weisheit, die von Zeit zu Zeit aufgefrischt zu werden verdient. So beantwortet ein liebenswürdiges Verschen des Bremischen Kalenders von 1671 die Frage, warum man heiratet, folgendermaßen:

Der eine freiet um Dufaten,
Der andre nur um das Gesicht;
Der Dritte, weil es andre taten,
Der Vierte, weils die Mutter spricht!
Der Fünfte tuts, um sich zu sehen,
Der Sechste denkt, es muß so sein;
Der Siebente tuts um Ergötzen,
Der Achte, weil die Schulden jähren;
Der Neunte tuts nur um die Ahnen,
Der Zehnte, sich sein Glück zu bahnen;
Den Elften, Zwölften fragt: Warum?
Sie wissens nicht; sie sind dumm!

Heimatschriften.

Westfalen, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens und des Landesmuseums, 12. Jahrgang 1924. Heft 1-3, Münster, Coppenrath. Christl. Prof. Dr. L. Schmitz-Callenberg. Aus dem Inhalt: Ursprüngliche Standesverhältnisse der Münsterischen Erbmannen und insbesondere der Familie Kertterink zur Borg. Von Friedrich Philipp. — Zum Heinrichstalt in Stadt und Bistum Paderborn. Von Friedr. Schröder. — Der münsterische Buchdruck vom zweiten Viertel bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Von Alois Bömer.

Heimatschreibe! Werbt neue Bezieher für Euer Blatt!



Einzel-Nummer auf
Schreibpapier 10 Bg.

Geeignete Mitarbeiter willkommen!

Herausgeber: Carl Laumanns, Pippstadt.

Widerrechtlicher Nachdruck verboten

Nr. 11.

Pippstadt 6. August 1925.

7. Jahrgang.

Am Windbruch!

Von Franz Kesting.

I.

Ich hatte sie noch in ihrer steifen, stolzen Würde gekannt, die schlanken, hochgeschulerten Tannen. Ganz zusammengedrängt standen sie, etwa 40 Morgen bedeckend, Kopf an Kopf auf luftiger Höhe und schauten düster und schweigend ins Mähnetal hinein. Auch einige Eichen waren unter den Bestand gemischt.

Sie hatten die Mähne noch gekannt, wie sie sich als beschneidenes Flückchen in vielen Krümmungen durch die Wiesen schlängelte. Da war alles so schön und still gewesen im Tal und auf den Höhen. Nur alle Jahre hatten sie den drohenden Ruf der Brunnthirische vernommen, dann und wann auch den Schreie eines Rehbockes oder das Gequie der jungen Wildschweine, wenn die alte Bache mit ihnen zu Tale zog, um zu sehen, ob Hafer und Kartoffeln gut geraten wären.

Da waren aber eines Tages Männer gekommen, so viele wie Ameisen, hatten einen Damm aufgeschüttet und geebnet, der einmal durchs Tal führte, einmal die Höhen der Saar hinaufstieg. Blanke Schienen hatten sie darauf gelegt. Und dann war das Schnauben und Pfeifen und Brüllen losgegangen, das eigentlich gar nicht in den Frieden der Wälder paßte. Wenn ein scharfer Nordwestwind den Dampf der Lokomotive bis zu den alten Tannen hinübertrug, so schüttelten sie sich anfangs vor Ekel über den Geruch, der den weißen Dampfwolken beige mischt war. Bald aber gewöhnten sie sich daran und freuten sich sogar, wenn der Zug zu ihren Füßen so schnell und leicht dahinrollte.

Es sollte aber noch anders kommen. Eines Tages erschienen Menschen, die sich wie unflug anstellten. Sie mauerten da hinten im Westen, just da, wo das Tal am engsten war, es in seiner ganzen Breite zu. Der höchst erstaunten Mähne hatten sie vorher einen neuen Weg durch den Berg gegraben. Dann warfen sie bei Wameln einen hohen breiten Damm durchs Tal. Südlich von Körbeck bauten sie eine noch längere Brücke von der Haar bis zum Ursberger Walde und einige tausend Meter weiter eine zweite, immer nur Bogen an Bogen, als sollten es Kirchengiebel werden. Es war zum Lachen, was da alles an Unklugheiten ausgeht wurde.

Und des Sonntags bummelte dann das fremde Volk: Polen, Kroaten, Slowaken, Holländer und weiß der Teufel, was alles, in den Wäldern umher, warf leere Schnapskellen an die Bäume und schief hinterher wie ein Hase im Kott. Einmal war einer erst um Mitternacht wieder was geworden, als gerade ein alter Hirsch so gewaltig schrie wie ein Löwe. Da hatte es der Polack aber mit der Angst bekommen und immer gebetet: „O Mutter Gottes ältiges, wo ist Weg nach Wameln?“ Und

wie er sich so durch den finsternen Wald tastete, schrie der Brunnthirsch ganz in der Nähe. Da glaubte aber der arme Polensohn wahrhaftig, der Teufel wäre da, um ihn zu holen. In der Angst seines Herzens gelobte er laut und feierlich: „O Mutter Gottes, mächtiges von Tischenstochau, treibst du Teufel weg, verfluchtes, will ich nie mehr trinken Schnaps effiges, als jeden Tag ein Liter, niks mehr als ein Liter.“

Der Brunnthirsch, in seinem Kampfruf jäh unterbrochen, räumte das Feld vor diesem heroischen Entschlusse. In der Kantine zu Wameln trank aber einer Freude über seine glückliche Landung an dem Abend nur noch ein Literchen. Den staunenden Zehgenossen zeigte er stolz die eingelegte Beule, wo ihn der Teufel mit seinen Ziegenbockhörnern vor den Kopf gestoßen haben sollte. Daß er beim Laufen im Dunkeln vor einen Baum gerannt war, hatte er in der Angst seines Herzens gar nicht bemerkt.

Als sie das nun so einige Jahre getrieben hatten, rissen sie hinterher ganze Häuser und Höfe ein und bauten sie an der Haar wieder auf. Alle Bäume im Tal wurden niedergeschlagen, sogar die Erlen und Espen im Bruch, wo der letzte Biber Westfalens gemeuchelt war. Und dann hatte man zum Schluß ein großes Fest gefeiert, mit Böllern geschossen, Fahnen ausgehängt und mit Pauken und Trompeten Krach gemacht.

Der Mähne, sonst ein halbwegs vernünftiges Wasser, mußte all das Getue die Jahre hindurch wohl den Kopf verdreht haben. Sie stieg über ihre Ufer, überschwemmte weithin die Wiesen und das ganze Tal. Wasser, wo sonst das Vieh geweidet hatte, Wasser, wo sonst Häuser gestanden hatten, Wasser im Westen, Wasser im Osten. Sogar die Heide, ein unscheinbares Ding, füllte das ganze Tal, das sonst ihre Ufer säumte.

Das sah nun gar nicht so übel aus, wenn alles nur so schön still geblieben wäre wie früher. Aber nun ging ein Gewimmel und Getrappel an, noch schlimmer wie zur Zeit der Poladen und Kroaten. Mit Pferdewagen und pferdelosen Stintwagen kamen sie, daß Staub und Stant den alten Tannen nur so um die Nase wirbelten.

Ueber die blanken Schienen kamen die Menschen und auf Fahrrädern zu Hunderten und machten einen Krach mit Singen und Lachen, mit Schreien und Lachen. Sogar über die „Kirchengiebel“ wagten sie sich „mit Mann und Roß und Wagen“, und da merkten die alten Tannen erst, daß die Menschen vorher gewußt hatten, wie hoch das Wasser steigen würde.

Viele, aber meist nur junge Leute, kamen auch zu Fuß. Sie hatten Dedden, Töpfe und Zupigeigen auf dem Rücken und keine Hüte auf, aber meistens Haare, so verschossen und strähnig wie eine Löwenmähne. Sie tochten an den Straßen und schliefen oft auf Heu und Stroh. Aber sonst waren die meisten manerlich und immer munter und fidel. Nur selten war einer dabei, der tauchte, oder der den Wirten etwas zu verdienen gab.

Ein Gimpel sagte, es seien Wandervögel ohne Flügel. Das hörte die alte Eule, die in den Tannen ihre Herberge hatte, machte „Huhuhuh“ und meinte: „Man gut, daß sie nicht fliegen können und daß sie keine Nüsse frätscht, süß bleib für mich.“

Aber nicht nur um das Wasser herum spezialisierten sie, sondern auch auf dem Wasser gingen los mit Rähnen und Booten und andern Dingen, die mit großem Gedächtnis hinten ihren Rausch auspufften.

Sogar zur Winterzeit fanden die alten Tannen keine Ruhe mehr, denn dann gingen auf dem Eise los. Männlein und Weiblein hielten abwechselnd immer einen Fuß hoch, während sie mit dem andern über das Eis rutschten, meistens im Bogen. Einige rutschten sogar nach hinten, und die andern sahen dann neidisch hinter ihnen her, daß sie es nicht auch so wie die Krebse konnten.

Von dem fremden Getöse waren die alten Tannen aber ganz schwach geworden, es fehlte ihnen eben die Ruhe, die dem Alter so nötig ist.

Während sie sonst im März, der Zeit der schlimmsten Stürme, immer gut aufpaßten und ihre Wurzeln fester in die Erde bissen, waren sie damals noch ruhig am schlafen, als der furchtbare Sturm über den Wald fuhr.

Der sagte erst die eine Tanne, die schon ein wenig wackelig stand. Er bog und drehte sie, und ehe sie nach war, war's geschehen. Mit lautem Krach rissen ihre Wurzeln, der Wurfboden hob sich, und stöhnend sank die Alte nach Osten, mitten in die Arme ihrer Schwestern. Die suchten sie zu halten, aber ein neuer Stoß warf sie vollends um.

Nun war ein Loch in der Wand, die schon solange den Stürmen getrotzt hatte. Auf dieser Stelle fehlte der Sturm dann seinen Stoßtrupp ein, und gleich darauf sanken mit Versen und Krachen drei weitere Tannen zu Boden.

Die andern wehrten sich mit aller Kraft, aber vergebens. Sie waren zu alt geworden, zu müde von der ewigen Unruhe im Tale. Unbarmherzig zankte der Sturm ihre Kronen: biegend, wirbelnd, knirschend. Größer und größer wurde das Loch in der dunklen Wand. Jetzt lagen ihrer schon hundert da, gerade die stürmischen, altbewährten, und als die abgetan waren, gab's kein Halten mehr.

Heulend gelte des Sturmes Siegesgeschrei über den Kampfplatz. Erdboden polterten die Hirsche aus der Dichtung, voll Angst suchten sie das Weite, ihre Herberge fiel zusammen. Und als der Morgen kam, standen nur noch einige Eichen da, die Tannen bedeckten wie Helmen nach der Schlacht den Boden. Der Sturm hatte sich gelegt, klagend sang der Wind sein Sterbelied über dem Gewirr der Waldesteichen.

Grenzlich sah es dort aus. Das Wurzelwerk starnte in die Höhe, und die Wasserläden unter den Wurfböden waren Tränen um die Gefallenen. Ueber die flach am Boden liegenden Tannen streckten einige entwurzelte Eichen ihr Astwerk hoch in die Luft, im Tode noch knorrig und trotzig wie im Leben.

Am andern Morgen kam der Bauer, der mder Wald gehörte. Er kratzte sich hinter den Ohren, denn der Schaden war groß. Viele Stämme waren zertrümmert oder gebrochen, andere gar abgedreht.

Einige Tage später brachte der Bauer den Holzhändler mit. Nach längerem Handeln wurden sie einig, und einige Wochen später schleppte man die gefallenen Tannen talab zum Sägewerk. Die Eichen blieben, wo sie gefallen waren.

Rahl und öde lag die Stätte des Grauens. Nach und nach wurden Reste und Wurzelwerk beseitigt, oder sie sanken in Wind und Wetter. Nur zwei Eichen lagen noch immer da. Man hatte sie zwar vollends abgeknitten, aber noch nicht abgeköpft. Fünf Eichen, zwar mächtig zerzaust, waren stehen geblieben und hielten die Wacht. So lag die Stätte des Windbruchs vier Jahre lang, doch anders fand ich sie heute wieder.

(Schluß folgt.)

Merkmale.

Wer aus der Heimat scheidet, ist sich selten bewußt, was er aufgibt, er merkt es erst dann, wenn die Erinnerung daran die Freude seines späteren Lebens wird. Gustav Freytag.

*

Ich habe gelernt, was Heimat heißt, und darin einen Schatz gefunden, der mich reich macht und in dessen Besitz ich nie wieder arm werden kann. Friedrich Hegel.

Arminius als Heerführer.

Zur 50-Jahrfeier des Hermannsdenkmals.

Von Friedr. Röhlert-Hamm i. W.

(Schluß.)

Diesem starken, gut bewaffneten römischen Heere muß unbedingt mindestens die gleiche Anzahl Germanen gegenüber gestanden haben, sodaß wenigstens mit 50-60 000 Kampfteilmännern auf beiden Seiten zu rechnen ist. Auch wenn man Tacitus glaubt, der Kampf sei unentschieden geblieben, zwingt sich uns ohne weiteres die Ueberzeugung auf, daß die Germanen in Kultur, Kampfweise und Bewaffnung nicht so gewesen sein können, wie wir sie durch Tacitus zu kennen glauben. Gegen ein so vorzüglich bewaffnetes, kampfgewöhntes Heer, wie das römische, konnte in einem von beiden Seiten gemachten Kampfe nur ein einigermaßen diszipliniertes, gut bewaffnetes, vor allem aber vorzüglich geführtes Heer sich halten bezw. einen Erfolg erzielen, wie das hier in Wirklichkeit der Fall war. Der hervorragende Führer war Armin. Er kannte, als römischer Offizier, augenscheinlich die Strategie und die Taktik, die Germanicus anzuwenden liebte, und wußte ihr in richtiger Weise zu begegnen. Germanicus hatte den zweifellos schon weit westlich stehenden Gegner durch den ostentativen Vormarsch des Caecina über die Lippe locken und dort festhalten lassen wollen, um ihn dann mit dem übrigen Heere, von der Ems nach Süden vordringend, von seiner Basis abzuschneiden. Arminius jedoch ließ sich weder durch diesen Marsch des Caecina, noch durch den, vielleicht in der gleichen Absicht befohlenen, Rückmarsch des Sterinius verführen, wußte vielmehr selbst den Germanicus selbst in ein Gelände zu locken, das diesem zunächst günstig erscheinen mußte, in Wirklichkeit aber den Germanen Vorteile bot. Auch hier wieder befolgte, wenn anders die Spuren in der Nähe Warsteins richtig gedeutet sind, Germanicus das Prinzip des getrennt Marschierens, und Armin hatte augenscheinlich damit gerechnet, um darauf seinen Plan zu bauen. Danach sollte erst der eine Teil des Germanicusheeres geschlagen werden, um dann den anderen fassen zu können. Und wenig fehlte, dann wären die neuen Legionen des Germanicus tatsächlich zu spät gekommen.

Den Ausgang dieses Kampfes nennt Tacitus unentschieden, aber wir können ihm das nicht gut glauben in anbetraucht dessen, was er weiter sagt und — nicht sagt.

Den Rückmarsch zur Ems tut er mit wenigen Worten ab; dabei hat dieser beschleunigte Rückzug starke Ähnlichkeit mit wirklicher Flucht, besonders, wenn man noch dazu hört, wie Germanicus dem Caecina geradezu ängstlich rät, bei seinem Landmarsche zum Rhein die gefährlichen „langen Brücken“ möglichst schnell hinter sich zu bringen. Etwas deutlicher hat Tacitus sich aber schon kurz vorher bei der Schilderung der Leichenseier ausgesprochen. Da erwähnt er, Augustus habe seine Mißbilligung über die Feier ausgesprochen, weil sie den Geist der Truppen ungünstig beeinflusst habe. Ganz klar spricht Tacitus jedoch das fatale Wort Niederlage an anderer, mehr versteckter, Stelle aus. Ann. I 71 erzählt er den Besuch des Germanicus bei den verwundeten Soldaten, die der Feldherr über die „Niederlage“ tröstet.

Es war also eine Niederlage. Und da wir nun einmal mißtrauisch gegen Tacitus geworden sind, können wir uns auch die Frage vorlegen, ob nicht etwa die großen Verluste, die der Sturm in der Nordsee beim Rücktransport der Truppen verursacht haben soll, viel mehr der Schlacht im „Unwegelamen“ zuzuschreiben sind. Auffällig ist, daß Germanicus im folgenden Jahre, nach den Kämpfen an der Weser, von genau dem gleichen Mißgeschick auf See heimgekehrt wird. Jedenfalls waren nach der Schlacht die Germanen so wenig geschwächt, daß sie in einem Geschwindemarsch dem Caecina vorausziehen, ihm den Weg verlegen und sein Heer von vier Regionen schwer bedrängen konnten, ja völlig vernichtet haben würden, wenn sie nach dem Willen Armins gehandelt hätten.

Auch hier zeigt sich Arminius als hervorragender Heerführer, der die Pläne und Absichten des Gegners durchschaute, ihnen rechtzeitig und sachgemäß begegnete und den errungenen Erfolg durch den Angriff auf Caecina nach Kräften auszunutzen suchte. Seine Feldherrnqualitäten sind um so höher einzuschätzen, als ihm für diese Kämpfe nur ein Volksheer zur Verfügung stand, das dem wohlgeübten Heere eines großen Militärstaates gegenübertrat.

Im folgenden Jahre (16 n. Chr.) erkennen wir wieder, daß Germanicus das Bestreben hat, Armin nach Westen zu locken,

um ihn dann umgeben und abschneiden zu können. Sein Marsch nach Nisso und der Vorstoß des Caecina in das Chattenland können so am besten gedeutet werden, vor allem die, sonst kaum erklärliche, Tatsache, daß Germanicus von Nisso aus, obgleich schon reichlich weit im germanischen Lande stehend, wieder zum Rhein zurückgeht, um dann auf großem Umwege zu Schiff wieder vorzugehen. Dieses Mal dehnte er seine Umfassung noch weiter aus, ging in südöstlicher Richtung bis zur Weser vor und glaubte nun wohl den Fuchs gefangen zu haben.

Doch auch jetzt ließ Armin sich nicht ins Garn locken. Er wich dem Gegner zunächst aus, bis er dessen Absicht zu erkennen glaubte. An der Weser standen sich dann die beiden Heere hüben und drüben gegenüber. Armin ließ, zunächst zurückgehend, die Reiterei herüberkommen, um sie dann, ehe das übrige Heer ihr zu Hilfe kommen konnte, anzugreifen und in den Fluß zu werfen. Nur schwer vermochte Tacitus diese Teilniederlage zu verschlucken. Was danach aber geschah, darüber schweigt er sich vollends aus. Nur schneidet er sich die Weserübergang des Germanicus an diese Reitereschlacht; in Wirklichkeit muß er einige Zeit später erfolgt sein, da sich anders die weitere Erzählung des Tacitus nicht deuten läßt, vor allem nicht die Tatsache, daß inzwischen noch andere Stämme im heiligen Walde des Hertules eingetroffen waren. Das Schweigen über die, doch besonders wichtige Tatsache eines Weserüberganges im Angesicht des Feindes fällt besonders auf durch den Gegensatz zu der Westschweifigkeit, mit der unmittelbar daneben der nächste Lagerplatzierung des Germanicus und seine und Armins Reden wiedergegeben werden. Ueberdies muß Armin völlig Herr der Lage gewesen sein, da er, und nicht Germanicus, es war, der „einen Ort zur Entscheidungsschlacht gewählt“ hatte. Man erkennt eben immer wieder, daß Tacitus vieles, vor allem das für Germanicus ungünstige, zwischen den Zeilen geschrieben hat. Unter diesen Umständen kann man auch nicht an die Größe des römischen „Sieges“ glauben. Jedenfalls tat der „Sieger“ nichts, um seinen angeblichen Erfolg auszunutzen, zog vielmehr die Weser hinab, also mehr oder weniger rückwärts. Daß das römische Heer durch Angriffe während des Marsches in Verwirrung gebracht wurde, läßt auch nicht auf Siegestimmung bei ihm und Entmutigung durch Niederlage bei den Germanen schließen. Die letzteren waren in ihrer Kampfkraft nicht im geringsten beeinträchtigt. Unmittelbar nach einem Morden, nach dem „eine Strecke von 10 000 Doppelschritten (ca. 15 Rm.) voll von Leichen und Waffen war“, ließ sich zu jener Zeit nicht eine Armee aus der Erde stampfen, am wenigsten ein Heer, das dem „Sieger“ so sehr gewachsen war, daß es ihm wiederum den Gang der Handlung aufzwingen konnte. Denn auch hier heißt es, die Germanen hätten einen Ort zur Schlacht gewählt. In der Schilderung dieser zweiten Schlacht (am Angriarierwall) drückt Tacitus sich noch weniger klar aus, als vorher. Daß der Kampf der Reiterei unentschieden geblieben sei, gibt er zu; wenn aber Germanicus spät am Tage eine Legion aus der Schlacht zum Lagerbau zurücknehmen mußte, so kann auch diese Schlacht nicht mit einem Siege gedeutet haben.

Selbst wenn aber die Römer in beiden Fällen den Sieg wirklich auf ihrer Seite gehabt hätten, so könnten es doch immer nur Pyrrrhussiege schlimmster Art gewesen sein, die Germanicus veranlaßten, das Land, das er, als Sieger, doch hätte in Besitz nehmen können, schleunigst zu verlassen und heimzukehren. Und dabei hatte er wieder das Pech, in einem Seesturm große Verluste zu erleiden. Sollte es nicht vielmehr der germanische Landsturm gewesen sein, der ihn, noch vor der Seefahrt, in den Schlachten an der Weser die schweren Verluste beigebracht hatte? Wir dürfen das vermuten, denn die Angriarier kauften später für die Römer einen großen Teil der „Gesträndeten“ wieder los, aber nicht, wie man annehmen müßte, von den Küstenbewohnern, sondern von den Stämmen des Binnenlandes.

Seitdem hat kein Römerfuß mehr germanischen Boden rechts des Rheines als zu vorsichtigem Tappen betreten. Rom hatte germanische Tapferkeit und Armins Feldherrntätigkeit kennen gelernt. Dem genialen Heerführer Arminius ist es zu danken, daß Germanien vom Römerjoch nicht nur befreit wurde, sondern auch frei blieb, und das letztere war wohl noch schwerer zu erringen, als das erstere. Hoch ragt sein Denkmal über die Waldberge des Osnings empor, und es gab kaum einen in Deutschlands Gauen, der eines so stolzen Denkmals würdiger gewesen wäre.

Ländlich-Sittliches aus dem alten Kernwestfalen.

Vom Pfarrer Heinrich Verhorkst zu Anröchte.
(Mitgeteilt durch Dr. J. Wenner.)

Wohin man in der Welt kommt, findet man eigenartige Verhältnisse, eigen angelegte Naturen unter den Menschen, mit denen man verkehrt, eigene Gemohnheiten unter dem Volke, eigene Sitten, eigene Sprach- und Ausdrucksweisen. Jede Gegend hat ihr Eigenes. Dieses gilt nicht bloß von verschiedenen Nationen oder Volksstämmen oder Provinzen, nein, schon von den Bewohnern verschiedener Kreise oder noch kleinerer Bezirke kann man oft mehr oder weniger behaupten, daß sie etwas vor anderen auszeichnet, nämlich das, was bei ihnen vorzugsweise „ländlich, sittlich“ ist.

Es ist ohne Frage, daß die Bodenbeschaffenheit einer Gegend, somit auch die Bodenerzeugnisse und inselgefallen die Lebens-, Beschäftigungs- und Ernährungsweise wesentlich auf die Gestaltung des Charakters der Bevölkerung einwirkt. Es ist ein trauriger Irrtum, wenn man behauptet, man könne jeden Menschen willkürlich zu irgendwelchem Charakter ausbilden und entwickeln.

Um aber bei einem einzelnen Menschen zu erkennen, wozu er von Natur angelegt ist, und worin seine Eigentümlichkeit besteht, ist es notwendig, ihn sorgfältig zu beobachten, ihn aufmerksam und fleißig zu studieren. Letzteres ist um so notwendiger, wenn man den Charakter eines Volkes oder der Bewohner einer Gegend erkennen und beurteilen will.

Willst du, lieber Leser, mich auf meinen Wanderungen, wie sie mein Stand und Beruf mir auferlegte, begleiten, dann will ich dir im folgenden einige diesfällige interessante Wahrnehmungen mitteilen, die dich überzeugen werden, daß jede Gegend ihr Gutes und Angenehmes hat, und daß man sich in jeder Gegend heimisch fühlen kann, wenn man nicht selbstsüchtig auf seinem „lieben Ich“ beharrt, sondern sich bemühen will, dem Ländlich-Sittlichen sich anzubequemen und seine durch daselbe anfänglich unangenehm berührten „Ecken“ ein wenig abzuschießen.

Meine Heimat ist Westfalen, und zwar jener Teil, wo die Bewohner weniger auf einzelne für sich abgeschlossene Ortschaften verteilt sind, als vielmehr, wie in dem eigentlichen Münsterlande über die ganze Ebene zerstreut, in einzelnen Gehöften wohnen, sodaß die nächsten Nachbarn sich noch nicht einmal immer zu sehen können. (Pfarrer H. Verhorkst war am 29. Dez. 1839 zu Ostland bei Delbrück geboren.) So kommt es denn, daß die Bewohner dieser Gegend wenig miteinander verkehren. Jede Familie ist auf sich angewiesen. Der geistliche Verkehr beschränkt sich meistens auf die Sonntage, an denen man auf dem Kirchwege miteinander geht und auch wohl nachmittags beim Pfeifchen „Strant“ ein Stündchen miteinander plaudert.

Hieraus geht schon hervor, daß diese Kernwestfalen in gesellschaftlicher Beziehung ein wenig steif sein müssen. Dazu kommt, daß diese Gegend ohne jede Industrie ist. Die Bewohner sind also darauf angewiesen, der Erbscholle alles abzugewinnen, was zu ihrem Unterhalte und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse notwendig ist. Dabei müssen sie sich recht ehrlich plagen, und man kann wohl sagen, daß in dieser Gegend jung und alt, reich und arm, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes essen müssen. Müßiggänger findet man dort fast gar nicht. Das hat das Gute für diese Leute, daß sie, zumal sie fast gar nicht mit der „Außenwelt“ verkehren, vor Luxus bewahrt bleiben. Die Tracht und Lebensweise ist höchst einfach, aber „däftig“. Der reichste Bauer schämt sich seiner leinenen Hose nicht. Nie trifft man die Hausfrau und die Töchter in der Haushaltung anders als in ihren gedruckten Kleidern von selbst gesponnenem und selbst gewebtem Leinen. Eine andere Kleidung als aus „Hausmacherleinen“ bekommen die Kinder in der Regel erst für den Sonntag, an dem sie zur 1. Hl. Kommunion gehen. Bei der Ausstattung der Töchter wird die Hauptsorge darauf gerichtet, daß dieselbe mit einem hübschen Schrein voll Leinen versehen ist und auch „Moses und die Propheten“ in ihr neues Heim mitbringen kann. Wie man praktisch denkt und handelt bei der Ausstattung, das erkennt man an dem „Brautwagen“, welcher der Braut nachgeföhren wird. Ein Tisch, sechs Stühle, ein Schrein, eine Bettstelle, eine Uhr, ein Kleiderschrank, eine Wannenmühle, eine Butterkanne, alles „däftig“ von Eichenholz, bilden die Hauptstücke. Alles wird wohlverpackt auf einem vierpännigen Reiterwagen, welcher, oben